Frauen-Zeitung

Beilage zum Altenaer Kreisblatt zugleich Neuenrader Zeitung

Nr. 9 — Altena, den 2. März — 1927

Zwei Mütter

Von Käte Soll-Stümpke.

In dem Wartezimmer eines Berliner Frauenarztes herrscht eine höchst unbehagliche Stimmung. Draußen pfeift ein kalter Sturm und läßt das schlechtgeheizte kahle Zimmer noch unfreundlicher erscheinen. Und die Aussicht, auf den plötzlich in einer dringenden Sache abberufenen Arzt noch länger warten zu müssen, trägt auch nicht gerade zur Erhöhung der Laune bei. Eine mir gegenübersitzende Krankenschwester sieht wohl schon zum zehnten Male auf ihr Uhrarmband, und eine alte Dame, die ein langes, mühsames Leben nicht gerade geduldiger gemacht hat, klagt immer wieder über ihre kalten Füße. Gerade als diese alte Dame sich zu dem übertreibenden Jammerruf versteigt: „Meine Füße sind jetzt schon bis zu den Knien kalt!“, öffnet sich die Tür, und eine junge, blonde Frau schiebt sich mit einem riesigen Bündel herein. Sorgsam legt sie das unförmige Bündel auf den in der Mitte des Zimmers stehenden Tisch, und unter dem verhaltenen Atem der Zuschauerinnen wickelt sie das geheimnisvolle Etwas auseinander. Aus dem dicken großen Tuch „schält“ sich allmählich ein Riesenstecktissen heraus, in dem man nur mühsam ein winziges Menschenkindlein entdeckt mit einem zierlichen, rotangelaufenen Köpfchen. Und kaum ist es aus seiner finsteren Umhüllung befreit, fängt es auch schon mächtig an zu schreien, aber bei dieser — an sich nicht gerade schönen — Musik erstrahlen plötzlich alle eben noch so mißmutig blickenden Frauengesichter, als lauschten sie den lieblichsten Wunderklängen. Und die glückliche junge Mutter wird nun mit tausend Fragen bestürmt.

„Wie alt ist das Kindchen?“

„So, acht Wochen, dafür ist es aber schon ein prächtiger Junge.“

„Wieviel Pfund hat es denn bei der Geburt gewogen?“

Solchen und ähnlichen Fragen wurde nun aber durch das Benehmen des jungen Herrn energisch ein Ende bereitet, sein Schreien wurde immer heftiger, und alle Beschwichtigungsversuche verliefen erfolglos. „Der kleine Kerl hat Hunger,“ meinte die alte Dame, „Sie hätten eine Flasche mitnehmen müssen.“ „Ich nähre selbst,“ gab die junge Mutter stolz zur Antwort. Dann erhob sie sich und ging, ihr Kleinchen im Arm, in das anstoßende Zimmer, um, nach einer Rücksprache mit dem dienstbaren Geist, ihm dort sein energisch gefordertes Recht zukommen zu lassen.

Der Mittelpunkt unseres Interesses war damit für eine Weile wieder unseren Augen entrückt, und das Zimmer gähnte uns wieder in seiner ganzen trostlosen Langeweile an. Sogleich wurden die Züge der Wartenden wieder mißmutig und verdrossen. Plötzlich unterbrach eine junge, sehr elegante Frau mit einem Seufzer das trostlose Schweigen. „Gott, ich erwarte auch ein Kind. Das ist ja entsetzlich, wieviel Umstände solch ein junges Wesen macht.“

In diesem Augenblick kehrte die junge Mutter zu uns zurück, sie hatte die letzten Worte noch gehört und bemerkte mit einem Aufleuchten ihrer blauen Augen: „Aber es macht noch viel mehr Freude, oh, so viel Freude.“ Mit diesem Ausspruch hatte sie vollends mein Herz gewonnen, und als sie dann daranging, ihr Kindchen auf dem großen Tisch wieder in die graue Decke zu wickeln, sprang ich schnell hinzu um ihr dabei behilflich zu sein. Unwillkürlich fiel mein Blick bei diesem Vorgang auf ihre rechte Hand, da überzog eine zarte Blutwelle ihr Gesicht — den Ringfinger schmückte kein goldener Reif.

„O rätselhaftes Menschenherz,“ philosophierte ich nachher auf meinem Platze, „da sitzt ein verwöhntes Dämchen, dem der Mann ein warmes Nest bereitet hat, und fürchtet sich vor den Mühen der ersten Mutterschaft, die wohl größtenteils noch auf die Schultern bezahlter Kräfte abgewälzt werden, — und die Verlassene dagegen strahlt über ihren Jungen, als ob man ihr das Christkind selbst in die Wiege gelegt hätte. Wie hoch steht sie in ihrer opferbereiten Mutterliebe über ihrer glücklicheren Mitschwester da, und welch ein Segen ist gerade für sie dieses starke Muttergefühl, denn mehr noch als den meisten anderen Frauen wird gerade ihr die Mutterkrone zur Dornenkrone werden. — Unsere höchste Seligkeit und unser tiefster Schmerz haben wohl meistens ein und dieselb Quelle . . .

—⊡—

Opfer der Eitelkeit

Die Hennapflanze spielt in der Schönheitspflege der Damen des Orients eine wichtige Rolle. Man vermag eine schöne rote Farbe von der Nuance des Siegellacks daraus herzustellen, und wir haben uns die Prinzessinnen und sonstigen holden Schönheiten in den Märchen aus Tausend- und einer Nacht allemal mit so gefärbten Fingerspitzen und dito Nägeln vorzustellen. Ein wichtiger Bestandteil der arabischen Hochzeit ist denn auch die sogenannte Hennanacht, in der die Prozedur durch die Brautjungfern an der Braut vollzogen wird, wobei die Brautjungfern sich selbst ebenfalls mit Henna färben. Vom Maghreb dem orientalischen Nordafrika, hat sich das Hennaschminken mit dem Islam seinen Weg bis ins Herz des dunklen Erdteils und bis an die Küsten der Ozeane gebahnt und die schwarzen Damen sind nicht minder erpicht auf seine verschönernde Wirkung als das eitle männliche Geschlecht, zumal man die Hennafärbung außerdem noch als Schutzmittel gegen böse Einflüsse ansieht. Dieses Schönheitselixier nun wird als grünliches, grobzerstampftes Blätterpulver auf allen Märkten verkauft. Durch Aufkochen gewinnt man daraus eine Latwerge, die man in eine ausgehöhlte Luffagurke oder einen länglichen Flaschenkürbis füllt. Um „schöne“ blutrote Fingernägel nebst Handflächen zu erhalten, ist man nun verurteilt, 24 Stunden abwechselnd die Hände in einer solchen Gurke zu tragen, und da die Zehennägel und die beim Neger wie die Sohlen auch hellen Fußränder auch so rot sein sollen, muß man schon wohl oder übel ebenso lange in dicken Zeugbandagen durch Markt und Gassen humpeln. Besonders kurz vor Festlichkeiten sieht man massenhaft solche schwankenden Gestalten. Man muß eben leiden, wenn man schön sein will; um so stolzer ist man denn auch hinterher auf das erreichte Resultat. „No good?“ Ist das etwa nicht schön? meinte einst eine solche schwarze Schönheit, indem sie im Vorüberschreiten den Weißen ihre roten Handflächen entgegenhielt. Die Haussestutzer pflegen, wenn das edle Rot glücklich erreicht ist, die Handflächen nun noch obendrein mit Indigo zu überfärben, so daß die Nägel knallrot, die Handflächen aber viel schwärzer als die übrige Haut sind. Damit ist allerdings der Gipfel der Feinheit erreicht, besonders wenn die Zähne außerdem mit Tabaksblütenstaub gefärbt sind. Die rotgefärbten Fußränder der Haruhafrauen machen sich übrigens in Wirklichkeit gar nicht so übel. Es sieht auf einige Entfernung genau so aus, als ob die Damen Schuhe von rotem Saffianleder tragen.

J. L

—⊡—

Ratschläge und Winke

Mittel gegen geschwollene Mandeln und Heiserkeit. Man löse Alaun und gurgele regelmäßig und tief damit.

Bei Erkältungen hat sich folgendes Hausmittel bewährt: den Saft eines schwarzen Rettichs, mit Kandiszucker gemischt und löffelweise eingenommen.

Schlaflosigkeit behandle man mit Bädern, Abreibungen und Packungen. Besonders bewährt sich auch Baldriantee, der vor dem Schlafengehen getrunken wird

Während des Zahnens der Kinder sollten die Eltern nicht zugeben, daß den Kleinen harte Gegenstände zum Beißen überlassen werden. Die entzündeten oder doch immer angeschwollenen Zahnballen werden dadurch unnötig gereizt. Dagegen wasche man den Kleinen öfters die Mundhöhle mit einem reinen in kaltes Wasser getauchten Tüchlein aus. Die fiebrigen Erscheinungen mindern sich auch, wenn dem Kinde mehreremal am Tage die Hände mit kaltem Wasser gewaschen werden. Das Kopfkissen erhalte eine Auflage von kühlem Leinentuch. Ueberhaupt muß jede Ueberhitzung des Köpfchens verhindert werden.

Schwarze abgetragene Glacéhandschuhe aufzufrischen. Man vermischt einen Teelöffel guten Mandelöls mit 6—8 Tropfen recht schwarzer Tinte, streicht diese Mischung mit einem weichen Pinsel auf die abgeschabten Stellen der Glacéhandschuhe und läßt dieselben einige Stunden auf einem Bogen Papier trocknen.

Sehr feine Spitzen, sogenannte Blenden reinigt man mit Benzin. Man schwenkt sie darin hin und her und drückt sie dann aus. Sind sie sehr schmutzig, so muß das Benzin noch ein- oder zweimal erneuert werden. Man kann sie auch, um sie zu reinigen, in frische ungekochte Milch legen, die den ihnen anhaftenden Staub und Schmutz leicht auflöst. Sie bleiben mehrere Stunden darin liegen. Durch sorgsames Spülen und Drücken wird der Schmutz entfernt. Dann spült man in reiner frischer Milch nach. Nun drückt man die Spitze aus, legt sie auf ein Plättbrett, indem man sorgsam das Muster ausstreicht und läßt sie so trocknen. Um alte, wertvolle und empfindliche Spitzen zu reinigen, wendet man folgendes Verfahren an: Man legt die Spitzen auf weißes, reines Papier, bedeckt sie reichlich mit gebrannter Magnesia, breitet einen zweiten Papierbogen darüber und legt das Ganze zwischen die Blätter eines großen schweren Buches. Nach zwei bis drei Tagen werden die Spitzen herausgenommen und durch Schütteln von dem Pulver befreit.

Rotweinflecke und Flecke von Obstwein lassen sich, wenn sie frisch sind, durch einfaches Kochen in heißem Wasser beseitigen. Man bestreut sie sofort mit Salz, hängt die befleckte Stelle in kochendes Wasser und läßt sie so lange kochen, bis die Flecke verschwunden sind.

—⊡—

Büchertisch

Schulbildung der weiblichen Jugend. Das Daheim, das sich den weiblichen Berufsfragen seit jeher besonders widmet, bringt in seinem Heft 22 einen höchst bemerkenswerten Aufsatz von Johanna Wäscher über die Grundlage für die Berufstätigkeit unserer Töchter. Gerade jetzt, wo wir uns dem Apriltermin nähern, scheint uns dieser Absatz für die Allgemeinheit von Wert. Johanna Wäscher sagt: „Eine unerläßliche Vorbedingung für die Zukunft der Mädchen ist der abgeschlossene Schulbesuch. Leider sind viele Eltern so schwach, dem Wunsche der Töchter nachzugeben und deren Schulbesuch schon in der dritten oder zweiten Klasse abzubrechen. Die Lücke, die dadurch in der Bildung entsteht, ist lebenslang fühlbar und so leicht nicht auszugleichen. Vom praktischen Standpunkt aus ist der fehlende Abschluß in der Mittelschule, dem Lyceum oder der Studienanstalt, wenn die Wahl eines Berufes aus wirtschaftlichen Gründen oft nach Jahren noch nötig wird, sehr störend, da die Aufnahme in die Berufsausbildungsanstalten meist vom erfolgreichen Besuch der ersten Klasse der Mittelschule oder des Lyceums abhängt. Wie oft sehen sich die Mädchen dann noch genötigt, das Ziel der Schule nachträglich unter großen Opfern an Zeit und Geld zu erreichen, was früher sehr leicht gewesen wäre. Vielfach scheitert daran auch die Ergreifung des erwählten Berufes. Die ernste Mahnung möge nicht ungehört verhallen. — Neben ihr bringt das Heft 22 des Daheim noch eine Fülle interessanter Themen neben Roman und Novelle; es ist mit farbigen und schwarzen Bildern reich geschmückt; ein rechtes Blatt fürs deutsche Haus.

Wohin führt die Entwicklung der modernen Frau?

Die neueste Nummer der „Münchner Illustrierten Presse“ (Nr. 9) beantwortet diese Frage mit einer Menge interessanter Bilder amerikanischer Mädchen und Frauen. Die Europäerin hat bereits sehr viel von der Amerikanerin übernommen, trotzdem macht man sich noch immer kein richtiges Bild von der Freiheit des „amerikanischen Girls“, wie es lebt, wie es arbeitet und wie es sich vergnügt. — Welche Zukunftsmöglichkeiten im immer mächtiger anwachsenden modernen Verkehr liegen, wie einmal, in einer gar nicht fernen Zukunft die großen Verkehrsstraßen Europas aussehen werden, darüber unterrichtet ein reich illustrierter Artikel „Verkehr tut not“. — Prachtvolle Bilder schildern den Wintersportbetrieb an der Riviera, hoch über Monte Carlo und Nizza, wo man bei 30° im Schatten sitzt, während auf den schneebedeckten Bergen ein mondänes Sporttreiben herrscht. — Chicago gilt heute unter allen amerikanischen Städten als das Dorado der Verbrecher. Der Artikel „Chicago im Verteidigungszustand“ zeigt, wie sich die Polizei der modernsten Mittel bedienen muß, um die Verbrecher in Schach zu halten. — Zu Beethovens 100. Todestag hat Univ.-Professor Dr. Joachim Moser (Heidelberg) eine Betrachtung beigesteuert über Beethovens Antlitz. — Eine ganze Reihe von besonders hübschen Tier- und Kinderbildern, von aktuellen Porträts usw. aus aller Welt beschließt diese besonders reichhaltige Nummer.

Verantwortlich: H. Semmelmann, Altena.

Druck und Verlag: P. A. Santz, Altena.

Das dritte Geschlecht

Von Dr. Walter Hagemann.

Frauen haben in Kolonialländern stets eine bevorzugte Stellung genossen. Entweder werden sie von wohlhabenden Kaufleuten als Luxusgeschöpfe gehalten und verzärtelt, oder sie haben an der Seite eines um seine Existenz kämpfenden Siedlers dieselben nervenstählenden Kämpfe gegen Klima und Unbill des Lebens zu führen, die sie dem Manne gleichstellen. So konnte nur im wilden amerikanischen Westen die Parole „Ladies first“ ihren Ursprung haben, wie auch der Typus des amerikanischen Mannweibs aus dem Existenzkampf der Farmerstaaten zuerst entstanden ist. Daß aber heute, wo die Vereinigten Staaten ein zivilisiertes Land mit großen Städten sind, in denen die Zahl der Frauen diejenige der Männer bereits überschritten hat, die Ausnahmestellung der Frau noch nicht gefallen ist, sich vielmehr immer deutlicher ausprägt, ist eine Erscheinung, die sich nur aus der Eigenart amerikanischen Lebens erklärt.

Der amerikanischen Frau stehen theoretisch und praktisch alle Berufe vom Prediger bis zum Richter offen, und in allen Wirtschaftszweigen ist sie eine begehrte und gut bezahlte Kraft. Durch diese Möglichkeit, sich bei bescheidener Vorbildung auch ohne ererbte Mittel unabhängig vom Manne eine eigene Existenz zu gründen, rückt die Frau in ein grundsätzlich anderes Geschlechtsverhältnis wie in Europa wo die Frau im Berufsleben doch immer eine untergeordnete Rolle spielt. Die amerikanische Frau verlangt von einem Manne, der sie heiraten will, eine Erhöhung ihres Komforts und ihrer Lebensansprüche, was dieser nur durch erhöhte Arbeitsleistung erreichen kann. Der von seiner Arbeit völlig in Anspruch genommene Mann vermag weder physisch noch geistig das zu leisten, was die Frau von ihm verlangt, und er ist daher in der Ehe gewöhnlich der unterlegene Teil. Die Hochachtung vor einander, welche die Grundlage der Liebe und damit der Familie bildet, vermag bei diesem Verhältnis der Geschlechter nicht zu entstehen, und so bleibt die Ehe in den Augen der Frau gewöhnlich eine geschäftliche Angelegenheit. Daß diese Lebensgemeinschaft jederzeit ohne größere Komplikationen gelöst werden kann, ist selbstverständlich; für die materialistische Auffassung dieser Gemeinschaft ist es bezeichnend, daß wegen „Entziehung der Liebe“ bei Gericht auf Geldbuße geklagt werden kann!

Da der Mann durch Arbeit gebunden ist, so ist die Amerikanerin der wohlhabenden Kreise die eigentliche Trägerin des gesellschaftlichen Lebens. Das öffentliche Leben, die Kunst und die Wissenschaft, soweit man von ihnen sprechen kann, werden von der Frau beherrscht; das „Happy end“ der Filme und die flache Rührseligkeit der Romanliteratur sind ein Erfolg dieser Herrschaft der Frau. Auch im politischen Leben spielt die Frau eine durchaus nicht auf die Verleihung des Stimmrechts beschränkte Rolle. Es ist bezeichnend, daß Redner, die etwas Schwieriges durchsetzen wollen, zunächst in Versammlungen von Frauen sprechen, um diese auf ihre Seite zu bringen; sind die Stimmen der Frauen gewonnen, so hat es keine Not. Der Einfluß der Frauen im Rechtsleben ist so weitgehend, daß man nicht selten geradezu von Justizverbrechen reden kann. In Ehescheidungsklagen wird dem weiblichen Teil gewöhnlich Recht gegeben, Attentate von weiblicher Hand werden selten mit der Schwere des Gesetzes bestraft. Gewisse Bestimmungen, wie die „Mancate“ (weiße Sklavenakte) liefern einen unvorsichtigen Mann geradezu schutzlos der Frau aus; in Newyork sitzt ein Deutscher im Gefängnis, weil er mit einem jungen Mädchen — über den Hudson gefahren ist! Es ist allgemein bekannt, daß Frauen ihre Bürgerrecht, ihre Bürgerpapiere schneller als der Mann erhalten, so daß der groteske Fall eintreten kann, daß eine Ehefrau Amerikanerin wird, während ihr Mann noch Jahre darauf zu warten hat. „That's my husband, the german fellow“ stellte eine solche Neuamerikanerin mir einmal ihren Mann vor!

Ohne Zweifel tragen die Männer selbst Schuld an diesen Verhältnissen. Eine maßlose Ueberwertung der Frau hat stattgefunden, die zuletzt Tradition geworden ist. Die Männer selbst wachen argwöhnisch darüber, daß einer Frau kein Haar gekrümmt wird. Die Frau ihrerseits erklärt, daß sie nun, nach erlangter Freiheit, die Welt durch geistige Taten und ein neues Ethos überraschen würde. In diesen letzten Jahrzehnten hat aber noch keine Amerikanerin eine geistige Höchstleistung vollbracht, während sie in ethischen Dingen eine solche Verwirrung aller Vorstellungen herbeigeführt hat, daß man heute ernsthaft von einem amerikanischen Geschlechtsproblem sprechen kann.

Indem die amerikanische Frau die Grenzen ihres Geschlechtes verließ und dem Hermaphroditismus huldigte, machte sie unersetzbare ethische Werte zunichte. Der Begriff der Mütterlichkeit ist mit dem des Mannweibes schwer vereinbar und der Durchschnittsamerikanerin verhaßt. Die Statistik spricht beredte Zahlen; obgleich Amerika ein junges Land ist, geht die Geburtenziffer ständig zurück, und nur dank der Einwanderung kann man heute noch von einer Volksvermehrung sprechen. Die Kinderlosigkeit herrscht vor, und nur der Neueinwandernde behält zunächst das „normale“ System bei. Die Kindererziehung ist ein zweites ernstes Problem. Den Kindern fehlt die Häuslichkeit, da die Mutter zu beschäftigt ist, um sich ihnen zu widmen, und nicht selten muß der Gatte Kindermädchen spielen. Da man fürchtet, durch zu strenge Erziehung den Freiheitsbegriff des Kindes zu schmälern, so wächst dieses in völliger Freiheit, das heißt Unbotmäßigkeit heran; der Begriff des Gehorsams ist ihm unbekannt. Niemand wundert sich, wenn der wölfjährige Junge seinem Vater auf die Schulter klopft und ihn seinen „alten Freund“ nennt. Daher darf es auch nicht wundern, daß eine Disziplinierung der Arbeitsleistung in der Schule fast unmöglich ist; so sind die bescheidenen Leistungen der unteren und mittleren Schulen in Amerika zu erklären.

Der persönliche Reiz der amerikanischen Frauen wird in Europa überschätzt; die Miß Amerika oder Miß Kalifornia, die in unseren illustrierten Blättern erscheint, darf man nicht als Norm der amerikanischen Frau ansprechen. Der echt weibliche Reiz, welcher das Wesensmoment der Frauenschönheit darstellt, fehlt bei den meisten Amerikanerinnen. Die bewußte Zurschaustellung der Männlichkeit wirkt auf den Fremden abstoßend. Die amerikanischen Mädchen suchen mit allen Mitteln die Spuren ihrer Weiblichkeit zu verwischen; die Hüften müssen schmal, der Körper überschlank sein. „Flat like a boy“, d. h. „glatt wie ein Junge“ zu sein, ist der höchste Ruhm. Frauen in Breeches oder Matrosenanzügen trifft man nicht nur auf Touren, sondern mitten in der Stadt. Man sieht junge Mädchen, auf öffentlichen Parabänken liegend, ihre Siesta haltend. Der nach unseren Begriffen übermäßige Gebrauch von Schminke und Puder erhöht nicht die Reize dieser Frauen, zumal ein männlich zusammengekniffener Mund oder fatale, energische Stirnfalten in einem merkwürdigen Gegensatz zu diesen Hilfsmitteln der Eitelkeit stehen. Grotesk wird der Kampf mit dem Alter, das es praktisch nicht gibt! Man treibt den Versuch, jung zu bleiben, bis an die Grenze der Lächerlichkeit; siebzigjährige Damen bemalen die welken Lippen, umrahmen die runzlige Haut mit bunten Flittern, tragen rote Hütchen und kniefreie Röcke und lassen, wenn sie sich auf ein Geländer setzen (!), wie junge Mädchen ihre Beine lustig baumeln. Es sind jene Typen, die auch der Europäer heute gelegentlich in seinen Museen und Theatern bewundern kann, und die ihn auf ein Problem aufmerksam machen, das eine lächerliche Außenseite hat, von dessen Lösung aber vielleicht die Zukunft der Vereinigten Staaten von Nordamerika abhängt. Denn: Die Frauen sind Amerika!

—⊡—

Das Glück ist die Liebe

An meinem Herzen, an meiner Brust,
du meine Wonne, du meine Lust!

Das Glück ist die Liebe, die Lieb' ist das Glück,
ich hab' es gesagt und nehm's nicht zurück.

Hab' überglücklich mich geschätzt,
bin überglücklich aber jetzt.

Nur die da säugt, nur die da liebt
das Kind, dem sie die Nahrung gibt;

nur eine Mutter weiß allein,
was lieben heißt und glücklich sein.

O, wie bedaur' ich doch den Mann,
der Mutterglück nicht fühlen kann!

Du schaust mich an und lächelst dazu,
du lieber, lieber Engel du!

An meinem Herzen, an meiner Brust,
du meine Wonne, du meine Lust!

Adalbert von Chamisso.

Wenn Frauen trinken

Von Meta Kasten.

Nicht von Frauen, die sich dem Trunk bis zum Delirium ergeben haben, soll die Rede sein, sondern von Frauen, die es als ein Bedürfnis empfinden, von Zeit zu Zeit dem Körper etwas Alkohol zuzuführen. „Ja, gibt es denn überhaupt Frauen, die gleich den Männern kneipen müssen?“ wird manche Leserin fragen. Ein Dämmer- oder Frühschoppen am Stammtisch existiert im Grunde genommen allerdings nur beim männlichen Geschlecht, aber es gibt auch Frauen, die auch den Becher des Bachus zu schwingen verstehen.

Zu Großmutters Zeiten war das freilich anders. Da kehrten die Damen nur während der Spaziergänge oder Ausflüge im Wirtshaus ein und begnügten sich dann zumeist mit einem Schälchen Kaffee oder einer faden Limonade. Auf keinen Fall betrat jedoch eine Dame allein ein Restaurant, das galt nicht als fair und war ein Verstoß gegen die Sitte und den guten Ton. Ohne männliche Begleitung ein Lokal zu betreten, ist noch heute mancher älteren Dame äußerst peinlich.

Die Gegenwart und jüngste Vergangenheit hat in dieser Beziehung vieles geändert. Die Frau ist in das Berufsleben eingetreten und kommt in den Städten um das Wirtshausleben nur in den seltensten Fällen herum. Wie oft sind die heimischen Gemächer von der Arbeitsstätte gar weit entfernt. Was hilft es, um die warme Mittagsmahlzeit nicht zu entbehren, ist die arbeitende Frau gezwungen, im Restaurant zu speisen. Benahm sie sich im Anfang in dieser neuen Umgebung auch etwas schüchtern, so lernte sie doch bald, daß man im Wirtshaus auch sitzen kann, ohne gleich als Abenteuerin gewertet zu werden. Sie trat freier auf, erkannte die Reize des Wirtshauslebens, das ounte Auf und Ab, das Zusammenkommen mit fremden anregenden Menschen, die immer neuen Bilder, die Auge und Ohr in immer gleicher Weise fesseln. So sucht die Frau heute den Gasthof nicht allein des Essens wegen auf, sondern um, wie der Mann, eine anregende Stunde darin zu verleben, ein Glas Bier zu trinken oder sich mit einer Freundin zu treffen.

Hochzeit am Grabesrande

Skizze von Wilhelmine Baltinester, Wien

Der Steinbruchhüter Andreas, der in einer Hütte am Berge wohnte, erkrankte bedenklich. Er hatte niemand, der ihn pflegen konnte, war vierzig Jahre alt geworden, ohne zu heiraten, und seine Mutter hatten sie gleich nach seiner Geburt begraben. Er haßte die Weiber und wollte Hagestolz bleiben. Nun kam aber die Schattenseite dieses Junggesellentums. Wer sollte ihn pflegen? Der Dorfarzt brachte ein Mädchen herauf, die Annerl, eine Waise, die als stille Lückenbüßerin in allen Dorfhäusern bald die Pflegerin, bald die Näherin, bald die Magd abgab. Der kranke Andreas stöhnte, als er eine Schürze sah. „A Weib bringst mir eini? Damit i schneller sterb'?" fuhr er den Doktor an. — Annerl war fünf oder sechs Jahre jünger als der Andreas. Sie war schmal und nicht unhübsch, und in ihrer Haltung lag traurige Ergebenheit. Als Jungfer Niemand in allen Häusern, in denen man ihre Dienste brauchte und schlecht bezahlte, hatte sie gelernt, unauffällig und viel zu arbeiten. Der Andreas ließ sich zähneknirschend ihre Pflege gefallen. Elend genug sah es in der Berghütte aus. Das bißchen Menschenhilfe tat ihm wohl, doch wollte er es sich nicht eingestehen, weil es just ein Weib, auf das er angewiesen war. — Vier Wochen gingen so hin, böse Wochen. Er hatte sich an die Schürze in seinem Hause einigermaßen gewöhnt. Auch wurde sein Leiden so schlimm, daß er gar nicht Zeit fand, über anderes als über seine Schmerzen zu grübeln. Der Pfarrer kam herauf und gab ihm die letzte Oelung. Der Andreas war rührig geworden. Nach der dürftigen Feierlichkeit rief er die Annerl an sein Bett und murmelte: „Warst brav — und mit mir gehts z' End'. Bin a armer Teufl — z'rück lass'n kann i Dir nix. Aber wenn irgendwas möcht', sag's, vielleicht kann i woas tuan." Er war schon so sehr drüben in der anderen, seligen Welt, von der ihm der Pfarrer gesprochen hatte, daß er jetzt nur noch gut sein wollte. Die Annerl sagte leise: „Heirat' mi, Andreas. Wenn Du stirbst, nacha bin i do a Frau und ka alte Jungfer mehr!" — Der Bauer mußte lächeln. „Wünsch'n könnt's ös Weiberleut ganz guat. Gleich an ganz'n Moan wünscht sich die!" Im Stillen dachte er: „Warum denn nit? I bin scho bald drüb'n in der ewigen Ruah, und wo's a wirkliche Ruah gibt, is g'wiß ka Eh' nit eing'führt! Soll dös oarme Madl a Freud' ham! Für mi is 'd Eh' ka G'fahr mehr. I bin scho a halberte Leich'!"

Sie wurden getraut.

Der Tod kam aber noch immer nicht. Der Doktor glaubte, so oft er hinauf ging, daß er einen Toten finden werde. — Eine Woche nach der Trauung lachte ihn der Andreas ganz fidel an. Der Doktor klopfte und horchte und fand das Uebel ausgetobt, den Mann auf dem sicheren Weg der Besserung. Die Natur, diese unberechenbare, launische Weibsperson, hatte sich eben anders besonnen; nach echter Weiberart liebte sie plötzlich den, welchen sie knapp zuvor schauerlich schikaniert hatte. Geradezu glänzend ging es jetzt dem Andreas. Der Arzt strahlt: „Woaßt, woas los is, Andre? G'rettet bist!" — „Woas bin ich?" — „G'sund!" — „Dös gibt's ja nit! Dös is nit woahr!" — „So freu' Di doch, dummer Kerl!" — „Freu'n soll i mi? Bin i narrisch? Jetzt hab' i do a Ueb'l, das größer is als der Tod! I bin ja verheirat'! So a Viech, der Tod, wiar der an Mensch'n foppt! Sterb'n will i, kreuzsakra! Des Doktorsleut versteht's nacha nit amal, wiar man an Mensch'n anständig sterb'n laßt! Des is a Gmoanheit, sag' i, daß i jetzt leb'n soll, nachdem i in a Eh' eini bin!" — „Pscht! Reg' Di doch nit so auf!" beruhigte der Doktor." — „Ah, d' Trauung is ungültig!" schrie der Andreas. „I woar scho a halberte Leich, wiar i Ja g'sagt hab! Da hat ma ha frei'n und kloar'n Will'n mehr! Die Eh' ist ungültig! Hoamschick'n kann i dös Weib auf der Stell'!" — „Dös geht nit! Was fallt Dir denn ein?" lachte der Doktor. — „Da is nix z'lachen!" eiferte Andreas. „D' Sach' is ungültig! Pfui Teufl! Alle Leut' san elendige Heiratsvermittler! Und der Tod is der ärgste!" —

Der dem Leben Wiedergeschenkte bereitete seiner Frau keine rosigen Tage. Als er wieder fest auf beiden Beinen stand, stieg er zum Pfarrer ins Dorf hinab. Sein Bündnis mit Annerl bezeichnete er als eine „Ehe aus Versehen", der Tod sei dafür verantwortlich; er, der Andreas, habe nur aus Herzensgüte geheiratet, damit dem Mädel sein Wunsch erfüllt werde. Der Pfarrer versuchte, ihm klar zu machen, daß auch die am Grabesrande geschlossene Ehe Gültigkeit habe wie jede andere, und daß er sein Weib nicht wegjagen dürfe, nur weil er nicht gestorben sei. Der Andreas ging fluchend nach Hause. „Nie soll ma heirat'n! Nit amal a Halbtoter! D' Eh' macht lebendig! So a Weib krallt sie fest wie a Klett'n!"

Die Annerl war demütig und sparsam und duldete alle Schimpfworte ihres Mannes. Aber sie fragte nie, ob sie gehen solle. Ihre Dienstzeit hier war hart, aber durch Ring und Schwur gefestigt, das wußte sie. Der Andreas nannte seine Ehe eine „Leicheneh'".

Ein paar Monate gingen so hin. Eines Sonntags kam der Doktor hinauf. Andreas stand mit der qualmenden Pfeife unter der Tür. „I woaß, Du möchst Dei Weib los sein!" fing der Doktor an. „I hätt' jetzt Verwendung für sie. Mei Frau is krank, i brauch' wen im Haus!" — Die Annerl, die drinnen in der Stube war, hörte es. Sie wartete auf einen Einwand ihres Mannes, aber der schwieg. So rief sie hinaus, daß sie bereit sei und packte ihr Bündel. Im Nu war die kleine Arbeit getan; Annerl wollte zur Tür hinaus. Andreas stand breit darin, und über seine Schulter hinweg qualmte der Pfeifenrauch, dahinter sah Annerl das Gesicht des wartenden Doktors. — „Nuzer möcht' i!" sagte sie schüchtern. Andreas stand wie ein Holzklotz. — „Du, Dei Weib möcht' außer!" sagte der Doktor. — „Die bleibt drin!" entgegnete der Andreas mit schmalem Munde. — „Woas? Jetzt auf amal gibt's mit her? Vor a paar Woch'n wolltest 's los werd'n um jed'n Preis." — „Jetzt nimmer" ‚brummte Andreas.

Der Doktor stieg kopfschüttelnd bergab. Die Annerl schnürte in der dämmrigen Stube ihr Bündel auf.

Vor dreißig, vierzig Jahren trafen sich die Frauen höchstens im Sommer im Lokal, d. h. wenn ein Garten dabei war, wo man im Schatten in frischer, freier Luft plaudern konnte. Heute veranstalten die Damen auch im Winter in den Gasthöfen gesellige Zirkel. So ist der Familienstammtisch entstanden, der kleinere oder größere Damenkreis, der sich an einem bestimmten Tage „Im Krug zum grünen Kranze" einfindet. Begnügten sich diese Damenzirkel während des geselligen Beisammenseins anfangs mit Kaffee, so dauerte es nicht lange und man begann auch Bier, Likör und Wein zu schätzen, gleich dem Mann bewegt sich daher die moderne Frau mit demselben sicheren Auftreten im einfachen Gasthof wie in der elegantesten Bar. Sie hat ihr Stammlokal, ihren Stammtisch, sie geht kneipen wie der Mann. Sahen früher die Gastwirte die Frauen nur ungern kommen, weil diese stundenlang bei einem Täßchen Kaffee verweilten, so reiben sie sich heute vergnügt die Hände, wenn die jungen Damen in Herrenbegleitung erscheinen; denn sie wissen, die Stunde hat geschlagen, um die teuren Liköre und Weine an den Mann zu bringen, vielleicht sogar den Sekt. Kürzlich sprach ich mit einem Gastwirt, der mir versicherte, daß an seinem Damenstammtisch recht ansehnliche Zechen gemacht werden. Das kleinliche Knausern, das der Frau früherer Zeiten so oft eigentümlich war, die Pfennigfuchserei hat sie sich abgewöhnt. Sie verdient Geld, und versteht es auch im Lokal gut auszugeben. Ich möchte nicht wissen, wie sich ein großer Teil der Frauen verhalten würde, wollte man heute das Alkoholverbot einführen und Deutschland ebenso „trocken" wie Amerika legen.

—⊙—

Aus der Geschichte des Kusses

Von F. Fründt.

Es gibt im menschlichen Leben viele Dinge, die man, um eine leichte Erklärung zu finden, dem ersten Menschenpaar, Adam und Eva, in die Schuhe schieben will, obwohl es im Paradiese überhaupt noch gar keine Schuhe gab. So ist es auch mit dem Kuß. Adam, oder vielmehr Eva ist daran schuld, daß der Kuß Eingang bei den Menschen fand. Freund Amor weiß über die Entstehung des Kusses folgendes zu erzählen: An einem schönen Sommertag lag Eva im Grase und Herr Adam saß daneben. Da kam ein Bienchen sum, sum, sum und setzte sich grad auf Evchens Rosenlippen. Herr Adam war darob verwundert schier und wollte wissen, was das Bienchen dort zu naschen habe. Kaum war das Bienchen fort, so drückt auch er den Mund auf Evchens Rosenlippen, und weil die Biene einen Tropfen Honig hinterließ, fand er des Weibes Lippen süß. Von Stund an mußt er immer küssen. Doch Scherz beiseite. Warum küssen sich die Menschen? Diese nachdenkliche Frage des philosophischen Paters Hidigeigei aus Scheffels „Trompeter" hat auch gelehrte Köpfe in tiefes Sinnen versenkt, und wunderliche Dinge sind dabei erdacht worden, wie sie wunderlicher kein Katerhirn ersinnen mag. Eine Wissenschaft vom Kuß ist entstanden, und man hat seine Bedeutung in der Völkerkunde, in Geschichte und Sitte, in Recht und Sprache untersucht, hat sogar die Stärke des beim Kuß angewendeten Druckes gemessen. Der alte Cato, der bei seiner Sittenstrenge wohl wenig vom Kuß wußte, behauptet, er sei ursprünglich eine Art „Beriechen" gewesen; man wollte feststellen, ob die Frauen, denen das Weintrinken verboten war, nicht vielleicht doch ein Gläschen genehmigt hätten. Eine poetische Deutung gibt ein platonisches Epigramm, das im Kuß ein Zusammenfließen der Seelen sieht, die im leichten Hauch aus einem Körper in den anderen wandern und durch solchen Tausch unendliche Süßigkeit erregen. Leichter machte es sich der Engländer Steele, wenn er sagt: „Die Natur schuf den Kuß; mit dem ersten Flirt war er da." Gegen diese Behauptung von der Naturnotwendigkeit des Kusses, die dem Menschen angeboren sei, erhebt aber die Völkerkunde gewichtige Bedenken. Schon Darwin hat darauf hingewiesen, daß das Küssen durchaus nicht allerorten Brauch ist. Die Maoris in Neuseeland und die Papuas zum Beispiel kennen es ebensowenig wie die Feuerländer, die Somalis so wenig wie die Eskimos. Bei den zahlreichen primitiven Ländern, die ihre Lippen mit großen Ringen und Pflöcken verzieren, ist ein zärtliches Berühren der Münder schon an und für sich ausgeschlossen. Vielfach gilt sogar bei den Naturvölkern der Kuß als etwas Ungehöriges. So erregte Winwood Reade das Entsetzen einer Negerin, als er sie küssen wollte, denn in ganz Westafrika war damals (1863) diese Liebkosung noch unbekannt. Bayard Taylor erklärte eine Lappländerin, als er ihr erzählte, daß sich in England Mann und Frau küßten, wenn ihr ein Mann solchen Schimpf antun würde, so solle er wohl länger als eine Woche dafür zu leiden haben. Freilich gibt es überall einen Ersatz für den Kuß, wie das Aufeinanderreiben und Drücken der Nasen, das Beklopfen der Arme, der Brust oder des Bauches, das Streicheln des Gesichts, das gegenseitige Blasen auf verschiedene Teile des Körpers usw. Ohne etwas wenigstens dem Kuß ähnliches, was Neigung und Freundschaft ausdrückt kommt nun einmal die Menschheit nicht aus, und in der Geschichte der Kultur hat der Kuß eine gewaltige Rolle gespielt.

Diese so leicht erlernbare „Lippenübung" ist nicht nur von zahllosen Dichtern besungen, sondern auch von Gelehrten sehr ernsthaft behandelt worden. Besonders im 17. Jahrhundert erschienen eine ganze Reihe dicker Folianten über den Kuß, wie zum Beispiel Herrenschmids „Osculologia" oder J. F. Heskelii „De osculis". Die Juristen erörterten die Frage, ob und von wem sich die Frau nach deutsch-römischem Recht küssen lassen dürfe, und in einer langen Abhandlung wurde die wichtige Frage erörtert: „Vor dem Rechte des Frauenzimmers gegen eine Mannesperson, die es wider seinen Willen küsset." Der scherzhafte Volksglauben, daß, wer einen Kuß geraubt, ihn wieder zurückgeben müsse, ist ebenfalls auf eine juristische Gültigkeit hin von den Professoren des Barocks untersucht worden. Damals war die Blütezeit der Kußwissenschaft. Damals bemühte man sich auch um die richtige Definition dieses Vorgangs, die zum Beispiel im „Frauenzimmer-Lexikon" des Amaranthes folgendermaßen beschrieben wird: „Kuß oder Mäulgen, auch Schmätzgen und Heitzgen genannt, ist eine aus Liebe herrührende und entbrannte Zusammenstoßung und Vereinigung derer Lippen, wo der Mund von zwei Personen so fest aneinander gedrücket wird, daß die Lippen bey dem Abzug einen rechten und deutlichen Nachklang zum Zeichen des Wohlgeschmackes von sich geben." Der Kuß, dessen mannigfache Formen schon im Alten Testament zu finden sind, wurde bei den Römern zu einer rechtlichen Einrichtung erhoben. In den Zeiten der Republik durften die Frauen nur von Männern geküßt werden, die zu ihnen im nächsten Verwandtschaftsverhältnis standen; vor anderen durfte überhaupt nicht geküßt werden. Plutarch erzählt, daß einer, der seine Frau in Gegenwart seiner Tochter küßte, bestraft wurde. In der Kaiserzeit gehörte der Kuß zur höfischen Etikette, und am byzantinischen Hof waren alle Nuancen vom Fußkuß bis zum Berühren von Stirn und Wangen mit den Lippen aufs feinste ausgebildet. Außerdem küßte man die Statuen der Götter beim Gebet, und dem unerreichbar Fernen warf man eine Kußhand zu, so der Trauernde dem abgeschiedenen Liebling, der Bettler dem Vornehmen. Bei den ersten Christen erscheint die Kußhand als ein Gruß an Gott, und der Kuß wurde in den ersten Jahrhunderten der Kirche eines ihrer heiligsten Sinnbilder. Im altdeutschen Recht bedeutete der Kuß die Besiegelung des Friedens, das Zeichen der Sühne; immer wieder heißt es in den Rechtsbüchern: „Wer den Friedeid schwört, hat mit seinem Munde zu küssen und damit die Fehde aufzugeben." Auch im deutschen Volksglauben hat der Kuß eine versöhnende, erlösende und schützende Macht.

—⊙—

Untergang der Kochkunst

Von Hans Fredersdorff.

Tragik umweht jenen Vatel, der vor fast zweihundertfünfzig Jahren freiwillig in den Tod ging, da er die Schande, seinen Ruhm geschmälert zu sehen, nicht überleben zu können glaubte. Vatel war der berühmte Koch seines nicht minder berühmten Monsieur le prince Condé. Ausgerechnet als der große König Ludwig bei dem Condé zu Gast in Chantilly war, widerfuhr es ihm, daß nach einer Reihe von guten Tagen, die von den Gästen dennoch gut vertragen wurden, der Braten ausging. Bastels Verzweiflung war grenzenlos. Man versuchte ihn zu trösten; es war vergeblich. Er war zu leidenschaftlich von seinem Ruhm als Kochkünstler überzeugt, er hatte sich diesem königlichen Essen in vielen schlaflosen Nächten mit soviel Hingabe gewidmet, daß er seine Persönlichkeit jenem Nichts gleichfühlte, vor dem er nun stand. Seine letzte Rettung war, durch Fisch die Tafel zu füllen, bis neues Fleisch zur Stelle war. Er sandte eilende Boten an die Küste, er durchfieberte eine schreckliche Nacht der Erwartung, aber als er in früher Morgenstunde nach der Beute ausschaute, bestand sie in zwei kärglichen Körben, die niemals hinreichten, die vielen Gäste zu befriedigen. Vatel, in seiner Verzweiflung unfähig, neue Auswege zu ersinnen, ging in sein Zimmer und bohrte sich seinen Degen ins Herz. Und während er droben in seinem Blute verröchelte, traf im Schloßhof Bote um Bote mit Körben voll frischen Fischen ein — der große Koch wäre gerettet gewesen, wenn er sich nicht selbst als verloren aufgegeben hätte.

Eine tragikomische Geschichte will uns scheinen, aber bezeichnend für den Geist einer Epoche, in der die Kochkunst eine unerhörte Blüte erreichte. Jede Zeit hat die Küche, die sie verdient: sie ist der untrüglichste Spiegel des Kulturniveaus. Im Mittelalter brachen die Tafeln der Reichen wie der Bürger unter der Menge der Speisen. Man liebte in ungeheurem Format zu essen: die Art der Zubereitung spielte keine besondere Rolle, man hatte keinen Sinn für Finessen. Später erst, durch den Handel mit dem Orient, kamen Gewürze nach Europa, leistete man sich den Luxus des Pfeffers und des Zimts, widmete man sich fast alchymistisch den Möglichkeiten von gastronomischen Variationen. Das Kochen wurde zur Kunst, es kam die Zeit der Könige der Küche. Ihr Land war Frankreich. Taillevant war es, der es wagte, das mittelalterliche Ideal umzustoßen und die Tafel zu kultivieren. Katharina von Medici brachte italienische Spezialitäten nach Frankreich, sie erzog ihre Umgebung zu den Finessen, zu den graziöseren Genüssen dem Geflügel, Wildbret, den gewürzten Kleinigkeiten. Der Anstoß war mächtig, es setzte ein Eifer im Erfinden neuer Speisen und Saucen ein, der die Form einer Wissenschaft annahm. Könige, Gelehrte, Künstler gaben sich mit Eifer und Leidenschaft der Kochkunst hin, man schrieb Bücher, man verewigte seinen Namen in irgendeiner gastronomischen Erfindung. Könige stahlen einander ihre berühmten Köche, die selbst Könige waren und sich entsprechend bezahlen ließen. Eine gelungene Sauce u. man war ein gemachter, ein berühmter und umschwärmter Mann.

Aber schon im Rokoko begann der Verfall. Die gebackenen Schnörkel, Pasteten genannt, kennzeichnen das Spielerische dieser Epoche. Es war kein Ernst, keine Leidenschaft mehr in dieser Küche. Hätte Vatel in dieser Zeit gelebt, er hätte sich nicht erstochen! Aber er wäre wohl auch nicht der berühmte Vatel geworden. Die französische Küche dankt ihren Ruhm der Ueberlieferung, den Schöpfungen ihrer großen Köche; sie ist heute ebensowenig produktiv wie die anderen Länder. Denn die Küche ist, entsprechend unserem Zeitalter, ebenfalls zivilisiert worden. Es ist der Untergang der Kochkunst! Sie ist keine Kunst mehr, nur noch Handwerk. Es gibt keine Könige der Küche mehr, auch hier zeigt sich die fortschreitende Demokratie unserer Zeit. Man verlangt nicht nach ihnen, man hat kein Verständnis mehr für den Zauber einer guten Küche. Nicht weil wir arm geworden sind, sondern weil allgemeine Gleichgültigkeit sich mit dem „gegessen haben" begnügt, und das ist viel schlimmer, ein Zeichen bedenklichen Absiegs, der das ganze Niveau unserer Kultur mit sich zieht.

—⊙—

Frauenhände

Von Sylvia von Harden.

Die Feinheiten der Frauenhände prägen sich durch die Charakterlinien aus. Man kann genau wissen, zu welcher Kategorie eine Frau gehört, wenn man auf ihre Hände sieht. Damit ist nun nicht gesagt, daß eine verarbeitete Hand nicht die Quintessenz der Kultur sein kann. Im Gegenteil, gerade die verarbeiteten Hände zeigen meistens das nackte, das wahre, das unverlogene Leben.

Wenn man erst von den feinen der allerfeinsten Hände spricht, so soll es nur deshalb geschehen, um eine genaue Parallele ziehen zu können.

Aristokraten haben nicht immer von Natur aus die feinsinnigen Hände, die man so oft bei ihnen bemerkt. Nein, es gibt einerseits solche, die durch ihre Lebensführung, durch Kunst, Wissenschaft und Sport einen unendlich vornehmen Ausdruck in den Händen bekommen. Das ist selbstverständlich, denn schon die Tatsache, jeden Tag ein Rassepferd zu reiten, jeden Tag ein schön gebundenes Buch zur Hand zu nehmen, jeden Tag aus raffinierten Kristallen und Porzellanen zu trinken und zu essen, all das zusammen verleiht natürlich der Hand allmählich sehr viel Feinheit. Allerdings gibt es andererseits gerade unter den Aristokratinnen auch Hände, die derart langweilig sind, daß von ihnen offenbar nicht einmal diese wenigen Dinge ausgeübt werden. Diese Hände fallen selbstverständlich im Leben vollständig ab. Sie sind ohne jede Lebensempfindung, ohne jeden Elan und zeigen nur die rein äußere Pflege, die den Händen natürlich kein Leben einzuhauchen vermag.

Dann kommt die Kategorie der geistig arbeitenden Frau. Hier findet man oft Hände, die unendliche Wesensabstufungen ausdrücken. Ihre Hände sind vollständig mit ihrem Leben zu identifizieren und von diesen Händen strömen unheimliche Gefühle aus. Sieht man die bloße Form dieser Hände oder ihre Formung, ob sie braun, marmorweiß oder zitronengelb sind, so ist damit das ganze Schicksal ihres Lebens wiedergespiegelt. Dazu kommt die Art der verschiedenen Bewegungen, schnell, langsam, still, schweigend, nervös, impulsiv, spontan, — man kann tausend verschiedene Variationen hieraus sich entwickeln sehen. Eine unheimliche Güte, konsequentes Durchleben, impulsive Willensstärke, alles liest man aus den zarten, feinen, groben, breiten, markanten Händen.

Ebenso wie bei der geistig stark arbeitenden Frau, kann man die Hände der Frauen aus dem Volke erkennen. Harte Fronarbeit, energisches Zugreifen, stete Emsigkeit, so haben sich die Hände dieser Frauen unter ihrem Lebensschicksal zu einem Großen und Ganzen entwickelt und geben oft etwas Grauenhaftes, etwas unheimlich Geheimnisvolles, etwas Lebenserschreckendes wieder. Nicht nur die schwieligen Hände, nicht nur die durchfurchten Hände, aus denen die blauen Adern stark hervortreten, nein, jede einzelne Form dieser Hände offenbart das Echte. Diese Hände sind weitaus sympathischer, weitaus positiver, als die der Aristokratinnen. Denn das Leben ist hier schließlich unendlich intensiver, impulsiver, energischer als bei dem gepflegten Kunstwerk.

Es berührt eigenartig, wenn man diese Hände zum rein psychologischen Unterschiede nebeneinanderlegt. Da erst kann man die wahrhaftigen Unterschiede sehen, die verschiedenen Klassen. Denn jede einzelne Kategorie zeigt ein Leben in sich, ein Leben, welches gelebt werden muß, welches erlebt werden will, welches durchrast sein will. Hier kann jede nervenprickelnde Nuance durchbrechen. Immer wird es sich ausprägen in den äußeren Konturen der Hände, ob fein oder grob, ob marmorweiß oder dunkelgelb.

Die Hände sind die Symbolik des individuellen menschlichen Wesens.

—⊙—

Ein deutsches Kinderlied

Lieb' Mütterlein, lieb Mütterlein,
Schließ mich in Deine Arme ein
Und senk auf mich den lieben Blick,
Sing, bitte, mir das Lied vom Glück,
Vom höchsten Glück, das auf der Erd',
Die Mutterliebe uns beschert.
Erzähl' mir auch von jenem Stern,
Der Kindern leuchtet nah und fern,
Der sie bewahrt vor allem Leid,
Wenn folgsam sie zu jeder Zeit,
Daß Gottes Engel um mich ist
Und wir im Traum die Sterne küßt.
Dann schlafe ich glückselig ein
In Deinem Arm, lieb Mütterlein!

Albert Reinicke.

Die Kluft

Die Magd vom Lande war mit einem großen Schinken glücklich in ihrem neuen Dienstort eingetroffen. Alsbald entwickelte sich zwischen ihr und der Hausfrau eine lebhafte Rede und Gegenrede, die unter dem Uebel des gegenseitigen Mißverstehen litt. „Verrücktes Idiom!" war das Urteil der „Gnädigen" über den waschechten Dialekt der Magd. „A ganz a damische Sprach'!" dachte diese bei dem Hochdeutsch der Hausfrau. Diesem Umstande dürfte es auch zuzuschreiben sein, daß das Mädchen — trotz vorhergehender Belehrung — mittags auf der falschen Seite servierte. „Gegen Dummheit kämpfen Götter selbst vergebens!" seufzte die Hausfrau mit einem Blick zum Himmel. Die Magd dagegen brummte: „So saudumm wie die Stadtler sein! Als ob dös mit ganz gleich wär, auf welcher Seit'n ma auftragt . . .!" Derselben Ansicht, „daß es ganz gleich sei", scheint die Magd gehuldigt zu haben, als sie beim Hereinbringen des Kompotts ihren langgebeizten Daumen im Kirschensaft badete. Im Ausrufe „Pfui!" drückten sich alle Gefühle der Gnädigen aus. „Pfui Teifl", dachte die Magd, als die Hausfrau die Kirschkerne auf den Rand des Tellers legte, statt sie zu schlucken. Aber sie sagte es nicht laut, denn sie wollte heute noch von ihrer Gnädigen die Erlaubnis zum Besuch einer Tanzunterhaltung erwirken. Gegen Abend rückte sie dann mit ihrer Bitte heraus. Da kam sie aber schlecht an! Die Hausfrau verwehrte ihr kurzweg den Ausgang. Sie wollte selbst einen Kostümball besuchen. „So a Schufligkeit!" grollte die Magd in sich hinein, „mo's doch den Schinken umsonst ang'nommen hat!" — Da entrüstete sich die Gnädige, die nur das „Stimmt" verstanden hatte: „Wie kann man nur so niedriger Denkart sein? Bestechen lasse ich mich nicht!" Durch die Vermittlung des „Herrn", der sich den Schinken prächtig munden ließ, wurde schließlich dem Mädchen der Ausgang bewilligt, was sie zu dem stillen Urteil veranlaßte: „Die Mander haben doch mehr Einsicht als die Weiber", während die Hausfrau zu dem Ergebnis kam: „schwach wird das starke Geschlecht, wenn es was Gutes zum Essen hat." Die Frau, nichts weniger mehr als jung, wählte für den Kostümball ein Dirndlgewand. Die Magd warf sich in ihren schönsten modischen Sonntagsstaat. Bei der Wohnungstür trafen sich die beiden und waren einen Augenblick starr in gegenseitiger Betrachtung. „Scheußlich!" — kicherte es in der Seele der Gnädigen. „Vogelscheuch'n!" lautete die stumme Kritik der Magd. Dann verließ beide die letzte Zurückhaltung, und sie prusteten mit befriedigendem Lachen heraus, jede ungemein erheitert über die Spottfigur der anderen. Kurz, es herrschte in der Art der gegenseitigen Beurteilung jene Harmonie und Einmütigkeit, die berufen schien, die tiefe Kluft zwischen beiden aufs angenehmste zu überbrücken.

—⊙—

Die Vorrede

Ronsard, der berühmte französische Dichter des sechzehnten Jahrhunderts, besang zehn Jahre lang seine erste Geliebte.

Dann aber machte er Lobgedichte auf das Fräulein Helena von Sugères. Sie war Hoffräulein bei der Königin Katharina von Medici, von unbescholtenem Rufe, aber nichts weniger als schön.

Sie bat den Kardinal Perron, zu den erotischen Gedichten Ronsards eine Vorrede zu schreiben und in ihr dem Publikum verständlich zu machen, daß der Dichter stets nur eine platonische Liebe für sie gehegt habe.

„Mademoiselle", erwiderte Perron mit feinem Lächeln, „wir wollen die Vorrede lieber weglassen und Ihr Bildnis dem Buche voranstellen."

H. G.